

# Konsumtempel der Triebe

Das Geschäft mit der Erotik in der Schweiz blüht. Die Personenfreizügigkeit belebt die Konkurrenz und lässt die Preise schmelzen. Die Branche reagiert mit Kreativität: Der käufliche Sex ist zum Lifestyle geworden – allerdings (fast) nur für Männer. Von Alex Baur und Jacqueline Haener (Bilder)



«Früher oder später landen sie alle einmal im Klub»: «Oase» in Oensingen.

Die drei Burschen, die gegen 21 Uhr beim Empfang des Saunaklubs «Oase» in Oensingen SO einchecken, sind locker drauf. Routinemässig streicht Heike, die Frau hinter der Theke, 120 Franken pro Kopf ein und händigt Bademäntel, Frotteetücher sowie drei Tickets aus. Damit dürfen sich die jungen Herren einen Abend lang in der barock geschmückten Wellnesslandschaft (diverse Saunas und Pools, Solarium, Fitnessraum und Ruhezone) verlustieren, alkoholfreie Drinks inklusive. Im Preis mit begriffen sind zwanzig Minuten Sex mit einem Girl nach Wahl. Jedes weitere «Erotikvergnügen», so ist der Menükarte zu entnehmen, kostet 70 Franken extra, Spezialwünsche nach Absprache. Doch das braucht Heike den drei jungen Männern nicht zu erklären. Sie sind nicht zum ersten Mal in der «Oase».

Andi, Mike und Tom (Namen geändert) stammen aus der Region, sie sind knapp über

zwanzig Jahre jung und kennen sich seit dem Kindergarten. Am Wochenende sind sie oft zusammen unterwegs – mal gehen sie ins Kino, mal in die Disco oder eben, je nach Lust und Laune, ins Puff. Natürlich hängt man das nicht gleich an die grosse Glocke, auf jeden Fall nicht gegenüber der Freundin, sofern gerade eine aktuell ist. Doch man versteckt sich auch nicht. Das wäre hier ohnehin schwierig. Der Kanton Solothurn ist überschaubar, und die Wahrscheinlichkeit, im Klub auf einen Bekannten oder Verwandten zu treffen, ist ziemlich gross. Ein Hindernis ist das jedenfalls nicht.

Die drei Freunde richten sich in einer schummrigen Ecke auf Liegestühlen ein, und es dauert keine fünf Minuten, da hat auch jeder schon ein halbnacktes Mädchen in den Armen. Kaum haben sie sich gefunden, wird geschäkert, gekichert und herumgefummelt, so als würde man sich seit Ewigkeiten kennen.

Die Gespräche – soweit die Sprachfertigkeiten der Mädchen solche zulassen – sind so oberflächlich wie die Styroporfresken an der Wand. Doch fürs Philosophieren geht Mann auch nicht ins Puff. Das Ziel ist allen klar: Sex.

Andi und Tom stecken noch in der Ausbildung. Für eine feste Freundin, so erklären sie, fehle ihnen im Moment schlicht die Musse. Die beiden sind gebildet, intelligent, jung und sportlich, ein Mädchen fänden sie wohl auch in Bars oder Diskotheken. Doch das bedeutete, bei ungewissen Erfolgsaussichten und entsprechender Frustration, eine Investition an Zeit und Geld, zwei knappe Güter. Sex gegen Bezahlung ist eine preisgünstige, sichere und planbare Alternative.

Bei Mike liegen die Dinge anders. Will heissen: Seine Freundin ist etwas komplizierter als die Mädchen im Klub. «Die Schweizerinnen stellen hohe Ansprüche», sagt er, «und sie ge-

ben dafür ziemlich wenig.» Im Bordell kann er hemmungslos ausleben, was sein Unterleib begehrt. Hier braucht Mike niemandem Rechenschaft abzulegen. Und wenn es mit einem Mädchen nicht nach seinem Gusto läuft, wartet schon das nächste.

## «Drei für zwei»

Junge Erwachsene sind ein Marktsegment mit Wachstumspotenzial. Es gibt Sexklubs, die mit Happy Hours und Discountpreisen («drei für zwei») ganz gezielt Studenten und Lehrlinge anlocken. Solche Lockangebote gibt es in der «Oase» zwar nicht. Doch Geschäftsführerin Heike stellt den Trend zu jüngeren Gästen seit einiger Zeit fest. Den typischen Freier gebe es allerdings schon lange nicht mehr, sagt sie, in ihrer Kundschaft widerspiegeln sich das ganze Spektrum der männlichen Gesellschaft: «Jung oder alt, schön oder hässlich, solo oder in festen Händen – früher oder später landen sie alle einmal im Klub.»

Die gebürtige Deutsche weiss, wovon sie redet. Früher schaffte Heike selber an. Zwischendurch sei sie einmal «ausgestiegen», doch sie habe das Metier vermisst. Mit unverhohlenem Berufsstolz, vielleicht ist auch eine Prise Trotz dabei, bezeichnet sie sich selber als «Hure». Heute verwaltet sie den Klub «Oase», streng nach wirtschaftlichen Kriterien, so wie andere ein Hotel oder eine Metzgerei führen. Der administrative Kram beansprucht einen grossen Teil ihrer Zeit: Abrechnungen mit Sozialversicherungen und Behörden (MwSt. inkl.), Planung von Werbung und Websites, Schriftwechsel mit den Ämtern wegen hygienischer Auflagen und Arbeitsbewilligungen. Die zwölf jungen Damen, die in der «Oase» anschaffen, haben alle Verträge. Die meisten stammen aus Rumänien oder Bulgarien, was vor allem damit zu tun hat, dass Solothurn als einer der wenigen Kantone Prostituierte aus diesen Ländern im Rahmen der Personenfreizügigkeit zulässt.

Geändert hat sich in den letzten Jahrzehnten auch das Profil der Frauen. Die Dirne von einst, die ihrem Gewerbe stets treu blieb, um ihren Lebensabend als Sozialfall zu verbringen, diese Sorte von Prostituierten ist rar geworden. Weitgehend verschwunden sind auch die Zuhälter der alten Schule, deren Hauptaufgabe es war, mit den Vierbeinern der Frauen Gassi zu gehen und ihr Geld zu verprassen. Die typische Sexarbeiterin ist heute um die zwanzig, emanzipiert und nicht selten gut ausgebildet; sie stammt aus Osteuropa oder aus Lateinamerika und weiss genau, was sie will; ihr Metier betrachtet sie oft als lukrativen Zwischenverdienst, bisweilen arbeitet sie nur Teilzeit. Sobald das nötige Startkapital für ein eigenes Geschäft auf dem Konto liegt, das Studium finanziert oder ein geeigneter Gatte gefunden ist – hie und da nimmt die Ehe im Puff ihren Anfang –, steigt sie wieder aus.

Die «Oase» ist ein typischer mittelständischer Sexklub, wie es sie, meist in Gewerbezone unweit einer Autobahnausfahrt, zu Dutzenden gibt im Land. Das Angebot ist mit dem eines Migros-Restaurants zu vergleichen: solide Kost in einem angenehmen und sauberen Ambiente, nichts Extravaganter, moderat im Preis. Diese Entwicklung – weg vom Ruch der Halbwelt hin zu einer geregelten Dienstleistung – wurde vor zwanzig Jahren mit dem revidierten Sexualstrafrecht eingeleitet, das die Prostitution weitgehend entkriminalisierte und statt der «Sittlichkeit» die Integrität der Frau ins Zentrum rückte. Dies wiederum war eine überfällige Anpassung an eine gelockerte und entkrampfte Sexualmoral.

Richtig zum Blühen brachte das Erotikergewerbe allerdings erst die Öffnung der



Klassische Ballettausbildung: Maria, «Red Palace».

Grenzen. Bereits vor der Einführung der Personenfreizügigkeit drängten junge Frauen aus Osteuropa – anfänglich aus Polen und der Tschechoslowakei, später aus Russland, Ungarn und Rumänien – auf den Markt. Die Preise purzelten. Kostete eine halbe Stunde Sex in den 1990er Jahren noch 300 Franken, ist diese heute für 150 Franken und weniger zu haben.

Anders als etwa auf dem Bau gibt es im horizontalen Gewerbe weder Mindestlöhne noch Gewerkschaften. Wer hier mithalten will, muss sich etwas einfallen lassen. Und die Sexbranche erwies sich als ausgesprochen innovativ und wettbewerbsfreudig. Die schnelle Nummer in einem verkommenen Hinterzimmer gibt es zwar immer noch. Doch sie ist die Ausnahme. In den meisten Bordellen wird heute Wert auf Hygiene, Dekor, eine entspannte Atmosphäre und einen individuellen Service gelegt.

Ein Pionier, der die Zeichen der Zeit früh erkannt hat, ist Ingo Heidbrink. Der Jurist aus dem Kanton Schwyz eröffnete bereits in den 1990er Jahren seinen ersten Sexsalon und finanzierte damit sein Studium. Die Karriere am Gericht wurde ihm jedoch bald zu langweilig. Innerhalb weniger Jahre baute Heidbrink stattdessen ein eigentliches Erotikimperium auf. Heute kontrolliert er ein halbes Dutzend Bordelle, verteilt über die halbe Schweiz, unter ihnen das «History» bei Liestal, das «Westside» bei Frauenfeld oder das «Palace» bei Luzern, wo in der Regel zwanzig bis dreissig Frauen arbeiten.

Heidbrinks Prunkstück ist das «Globe» im zürcherischen Schwerzenbach: ein Megabordell in einer ehemaligen Moschee mit bis zu siebzig Frauen, eigenem Restaurant, grosszügiger Dachterrasse, diversen Bars, Pools und Liebesnestern für jeden Geschmack – vom *Alphüttli* für den bodenständig orientierten Kunden über den Kamasutra-Tempel für den asiatisch inspirierten Freier bis zum ägyptischen Palast für den historisch interessierten Gast. In Heidbrinks Reich, das sich mit einer luxuriösen Warenhauskette vergleichen lässt, geht es um mehr als bloss um Sex. Hier wird ein Lifestyle zelebriert. Die Gäste verbringen in der Regel mindestens einen halben Tag im Klub.

## Feministinnen im Dilemma

Etablissements wie das «Globe» machen einen gesellschaftlichen Wandel fassbar, der sich in den letzten Jahrzehnten diskret vollzogen hat: Nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer haben sich emanzipiert. In den 1970er Jahren sorgte Esther Vilar mit der famosen These vom «dresierten Mann» für heisse Debatten und rote Köpfe. Da Frauen ihren Sexualtrieb viel besser im Griff haben als Männer, so eines ihrer Kernargumente, verklärt das irrtümlich als schwach bezeichnete Geschlecht das vermeintlich stärkere über den «Zugang zur Vagina» und beutet es gnadenlos aus. Zumindest diese Annahme – Vilars Thesen gingen weit über den Machtkampf im Bett hinaus – lässt sich heute nicht mehr so pauschal begründen. Die Männer sind ausgewichen. Um sexuell auf ihre Kosten zu kommen, brauchen sie nicht mehr unbedingt eine Partnerin.

Die Liberalisierung im Sexergewerbe hat die Feministinnen und Feministen in ein Dilemma gestürzt. Einerseits ist und bleibt der Freier für sie die Inkarnation der sexuellen Ausbeutung; andererseits hat die Praxis gezeigt, dass die Frauen von der neuen Freizügigkeit am meisten profitiert haben. Eine Prostituierte, die in einem legalen Rahmen anschaffen kann, lässt sich kaum noch ausbeuten.

Diese Ambivalenz – man könnte auch von Doppelmoral sprechen – findet man gleichermaßen bei den Behörden und Gesetzgebern. Über ausländer-, arbeits- und baurechtliche Schikanen haben sie es immer wieder geschafft, das Erotikergewerbe an den Rand der Legalität zu drängen. Der neueste Trend, der in Skandi-

naviens bereits umgesetzt wurde, zielt nun auf die Kriminalisierung des Freiers. Das Resultat ist absehbar: Zusammen mit ihrem Kunden wird sich auch die Prostituierte früher oder später wieder in die Illegalität begeben.

Für Unternehmer wie Ingo Heidbrink, die Millionenbeträge in ihre Klubs investieren, haben Legalität und Rechtssicherheit höchste Priorität. Doch gerade an seinem Beispiel lässt sich zeigen, wie schwierig dies auch heute noch ist. Im «Globe» zahlen die Prostituierten wie auch ihre Kunden einen einmaligen Eintritt von 95 Franken für einen Tag. Damit werden die Betriebskosten gedeckt. Ihre erotischen Dienstleistungen rechnen die Frauen direkt und eigenständig mit ihren Freiern ab, der Betrieb ist nicht daran beteiligt (er treibt lediglich die Mehrwertsteuer ein, für die er haftet). Diese Regelung wird im Kanton Zürich geduldet, in anderen Kantonen jedoch nicht.

### Semesterferien in der Schweiz

Bordellbetreiber stehen nach wie vor stets mit einem Bein im Gefängnis. Aus strafrechtlicher Sicht darf eine Prostituierte nicht angestellt werden. Denn sie muss jederzeit frei entscheiden können, ob, wann und zu welchen Konditionen sie einen Gast bedienen will. Doch ohne Präsenzzeiten und Richtpreise, Rechte und Pflichten funktioniert kein Bordell. Zahlreiche Kantone akzeptieren Prostituierte aber auch nicht als Selbständigerwerbende, oder sie setzen die bürokratischen Hürden so hoch an, dass sie gar nicht umsetzbar sind. Stattdessen verlangen sie Arbeitsverträge. Doch liegt es gerade im Wesen eines Arbeitsvertrages, dass Konditionen vereinbart werden, die es gemäss Gesetz gar nicht geben darf. Kurzum: Wie immer ein Bordellbetreiber seinen Betrieb regelt, er bleibt stets angreifbar. Kommt dazu, dass selbst unter den Ämtern keine Einigkeit herrscht. Dieselbe Frau, die das Migrationsamt als Angestellte einstuft, wird von den Steuerbehörden bisweilen als selbständige Freiberuflerin eingeschätzt.

Der Eiertanz am Rande der Rechtssicherheit lässt sich am Beispiel der etwas aus der Mode geratenen Nachtclubs illustrieren. Nehmen wir das «Red Palace» in Basel. Die Frauen, die hier arbeiten, stammen fast alle aus der Ukraine oder aus der Karibik und haben auf acht Monate limitierte sogenannte L-Bewilligungen. Für eine Ausländerin ohne EU-Pass ist dies (neben der Heirat) die einzige Möglichkeit, um in der Schweiz halbwegs legal ankommen zu können. Offiziell arbeitet sie als Strip-Tänzerin; Prostitution und Animation sind ihr verboten. Zumindest theoretisch. Natürlich wissen auch Beamte, dass das Tanzen im Nachtclub nicht mehr als das Vorspiel ist; das Hauptgeschäft findet in den Hinterzimmern statt. Es wird toleriert. Doch man weiss nie, wann ein übereifriger Staatsanwalt auf die Idee kommt, den Saubermann zu spielen. Peter Senn, der Besitzer des «Red Palace», hat die



*Zelebriertes Wohlfühlen:* Sexklub «Globe» in Schwerzenbach.

Rechnung schnell gemacht. Gemäss Arbeitsvertrag zahlt er den Tänzerinnen einen Bruttolohn von 5000 Franken im Monat. Ohne den Champagner-Umsatz würde dieser Deal für ihn nie rentieren. Allein für den offiziellen Lohn – fast die Hälfte davon geht an Versicherungen, Steuern, Kost und Logis weg – würde aber auch keine Frau hier arbeiten. Gäste können sich deshalb im Nachtclub für 500 Franken eine Stunde lang mit einem Mädchen auf dem Zimmer vergnügen, Champagner inklusive. Was dort passiert, ist Privatsache.

Ob dieses Geschäftsmodell einer strengen rechtlichen Prüfung standhalten würde, ist

### Für die Einkünfte einer Nacht müsste Maria in der Ukraine einen Monat arbeiten.

fraglich. Dabei bemüht sich Senn – ein Ökonom mit Hochschulabschluss – um einen legalen Rahmen. Und dieser kommt wiederum nicht zuletzt den Tänzerinnen zugute.

Im «Red Palace» treffen wir auf Maria. Sie ist 22, stammt aus Odessa und hat einen grossen Teil ihrer Jugend in eine klassische Ballettausbildung investiert. Für die grosse Bühne hat es dann doch nicht gereicht. Maria fing deshalb, etwas spät für ukrainische Verhältnisse, ein Uni-Studium an. Um die Ausbildung zu finanzieren, arbeitet sie während der Semesterferien in der Schweiz, im Nachtclub eben. Sie macht das nicht zu ihrem Vergnügen, doch es ist für sie im Moment die beste Alternative. Was sie hier in einer Nacht verdient, dafür müsste sie in der Ukraine einen Monat lang rackern. Sofern sie überhaupt einen Job findet. Für viele junge Frauen aus ärmeren Ländern ist

die L-Bewilligung als «Tänzerin» eine Chance, wie sie sich nicht oft präsentiert in ihrem Leben. In ihrer Heimat müssten sie in der Prostitution ungleich schlechtere Bedingungen in Kauf nehmen. Viele Ausländerinnen ohne EU-Pass – in der Stadt Basel sind es gemäss offiziellen Schätzungen der Polizei zurzeit mindestens 350 – schaffen deshalb illegal an. Da die offiziellen Klubs einfach zu kontrollieren sind und von der Polizei auch scharf kontrolliert werden, suchen die Illegalen ihre Klientel in der Regel auf dem Strassenstrich. Im Gegensatz zu den «Tänzerinnen» haben sie keinen Anspruch auf einen Grundlohn, Sozialversicherungen oder Krankenkasse. Wegen ihres illegalen Migrationsstatus sind sie geradezu prädestiniert für Zuhälter und ausbeuterische Praktiken. Doch statt diesen Frauen eine legale Alternative zu bieten, will der Bundesrat die L-Bewilligungen für Tänzerinnen nun ganz abschaffen.

Weitgehend vom Markt verdrängt durch die grosse Freizügigkeit wurde derweil das heimische Schaffen. Ausser auf dem Drogenstrich – ein Randphänomen, das heute keine grosse Rolle mehr spielt – sind schweizerische Prostituierte eine Rarität geworden. Man findet sie höchstens noch in den besseren Klubs oder im gehobenen Escort. Studentinnen etwa oder alleinerziehende Mütter, die zu stolz sind, um sich von den Eltern, einem «Sugar-Daddy» oder vom Sozialamt aushalten zu lassen.

Aus purem Vergnügen verkauft sich kaum eine Frau an jeden dahergelaufenen Typen. Eine Frau allerdings, die Sex nicht mag oder gar verabscheut – dessen sind sich alle angefragten Puffers von Heike über Heidbrink bis Senn einig –, würde es nicht lange aushalten in einem modernen Sexklub. Sie würde auch schlecht verdienen. Denn die Frauen stehen in



*Asiatische Lehre:* Massage-Etablissement «Andana» in Zürich.

einem viel persönlicheren Kontakt mit ihren Kunden, als dies früher der Fall war. Bevor es «zur Sache geht», wird geschwätzt und geflirtet. Auf die Dauer würde es für die meisten Frauen fast unmöglich, ihren Widerwillen zu verheimlichen. Ein normaler Kunde wählt unter diesen Umständen eine andere Frau aus.

Lediglich ein spezielles, kleines, aber wachsendes Segment der Sexbranche befindet sich nach wie vor zu einem guten Teil in den Händen von Schweizerinnen, im wahrsten Sinne des Wortes: die erotische Massage. Für viele Männer ist dies die höchste und reinste Form der Wollust – obwohl oder gerade eben weil es

nicht zum Geschlechtsverkehr kommt. Oft ist die Masseurin bei der Arbeit zwar so nackt wie der Gast. Doch ihre Geschlechtsteile sind für ihn tabu. Der Mann liegt völlig passiv auf der Matte, während ihn die Frau ohne sein Zutun zum Höhepunkt bringt, den eine erfahrene und einfühlsame Handwerkerin, wenn es denn sein muss, über Stunden hinauszögern kann. Ob Tantra-, Tao-, Nuru- oder Shiatsu-Massage, ob nach balinesischer oder thailändischer Schule – der Kunde hat die Wahl zwischen zahllosen Varianten der Erotik.

Eine Pionierin in dieser Hinsicht ist Michelle Gut, die in Zürich Wiedikon unweit vom Einkaufszentrum Sihlcity das «Andana» betreibt, ein Massage-Etablissement der gehobenen Klasse. Im «Andana» wird viel Wert auf Stil und Diskretion gelegt. Bei den Gästen handelt es sich oft um Stammkunden, die sich in der Regel ihren Termin bei einem bestimmten Mädchen telefonisch reservieren lassen – meistens für eineinhalb (370 Franken) bis zwei Stunden (470 Franken). «Bizarre Massagen» – Fesselspiele und dergleichen – kosten rund das Doppelte.

Michelle Gut kam Ende der 1990er Jahre als Studentin erstmals in Kontakt mit der Erotikmassage. Anfänglich war es für sie ein Brotjob, mit dem sich schnell viel verdienen liess. Doch bald faszinierte sie die Kunst der Lust derart, dass sie ihre Liz-Arbeit halbfertig liegenliess und nach Kalifornien reiste, um sich vom Sexologen Joseph Kramer, einem Vorreiter der modernen westlichen Tantra-Schule, in die neusten Techniken einweihen zu lassen.

Mit den klassischen tantrischen Riten und Regeln aus Indien oder dem chinesischen Taoismus haben die westlichen Abwandlungen, die in der Regel in Intimmassagen gipfeln, nicht mehr viel gemein. Trotzdem legt Michelle Gut Wert

darauf, dass ihre Mitarbeiterinnen die asiatischen Lehren kennen, die wichtigsten Rituale anwenden und an ihren Techniken arbeiten. Das esoterische Element gehört dazu wie die sphärische Musik im Hintergrund und das pastellfarbene Dekor; doch entscheidend ist am Ende nur eines: die professionelle Behandlung des zahlenden Kunden.

### Referate an medizinischen Kongressen

Michelle Gut tauchte nach der Jahrtausendwende kurz im Rampenlicht der medialen Öffentlichkeit auf, als Pro Infirmis das Thema der sogenannten Berührerinnen lancierte: professionelle Masseurinnen, die Behinderten bei der Erfüllung ihrer sexuellen Bedürfnisse helfen. Nach einem Aufschrei in der Öffentlichkeit stoppte die Behindertenorganisation das Programm, und es wurde wieder ruhig um die Berührerinnen. Doch Michelle Gut führte ihre Mission zusammen mit einigen Kolleginnen weiter. Erfolgreich. Behinderte gehören heute zu ihren Stammgästen, das «Andana» ist, ganz diskret, auch für sie eingerichtet. Sie zahlen ihre Massagen notabene selber. Wie alle anderen.

Michelle Gut referierte schon an medizinischen Kongressen. Im Gegensatz zu vielen Sexologen weiss sie aus praktischer Erfahrung, wovon sie spricht. Unzähligen Männern, deren Existenz durch eine verkrampfte Sexualität, Impotenz oder vorschnelle Ejakulation getrübt war, hat sie zu neuer Lebens- und Liebeslust verholfen und damit wohl einige Ehen gerettet. Gleichwohl sah sie sich nie in der Rolle einer Therapeutin. Das «Andana» ist keine Klinik, sondern ein Tempel der Lust. Mit unverhohlenem Stolz präsentiert Michelle Gut eine ganze Reihe von Awards und Auszeichnungen, die ihr die User von Erotikplatt-

### Die Kunst der Lust faszinierte sie derart, dass sie ihre Liz-Arbeit halbfertig liegenliess.

formen im Internet verliehen haben. Und wenn sie von ihrem Etablissement und ihren Plänen schwärmt, schwingt Leidenschaft mit.

«Was auch immer wir in unserem Leben machen», trichtert Michelle Gut ihren Masseurinnen ein, «wir sollten es mit Hingabe tun und das Beste daraus machen.» Eines ihrer Ziele hat sie allerdings bloss ansatzweise erreicht: Obwohl das Angebot von «Andana» auch Frauen offensteht – auf Wunsch können männliche Masseur «mit knackigem Body» aufgeboden werden –, ist weibliche Kundschaft rar. Das Bordell für sie gibt es nach wie vor nur in der Fantasie. An Versuchen fehlte es nicht, doch sie sind alle gescheitert. Frauen sind nach wie vor nur in seltenen Ausnahmen bereit, die Erfüllung ihrer sexuellen Bedürfnisse wenn nötig gegen Bezahlung einzufordern. Diese Domäne bleibt bis auf weiteres Männersache. ○



*Ökonom Senn vor seinem «Red Palace» in Basel.*